

bis 1936 liegen nur dreizehn fragmentarische Briefe vor. Die Gründe für diese Veränderung sind unklar. Möglicherweise hat Stalin, nachdem Molotov 1930 Regierungschef wurde, andere Wege gefunden, seine Anweisungen zu übermitteln. Es ist auch möglich, daß Molotov es für angebracht hielt, belastendes Material zu unterschlagen. Dennoch sind die veröffentlichten Briefe aus dieser Zeit nicht uninteressant. Im September 1935 umreißt Stalin beispielsweise erste Konturen einer neuen Verfassung, die im darauffolgenden Jahr offizielle Geltung erlangte.

Die Liste der Themen, die in den Briefen behandelt werden, ist lang und vielfältig. Sie erlauben uns einen Blick auf die Führungseigenschaften Stalins. Sie dokumentieren die Überzeugungskraft, mit der er sich vor allem an die höchsten Ebenen der bolschewistischen Partei wandte. Die Briefe offenbaren einen mächtigen Stalin, der aggressiv und selbstbewußt seine Meinung vertrat. Wenn er sich einer Politik verschrieben hatte, wählte er die Kader aus und kontrollierte die Durchführung, bis er sein Ziel erreicht hatte. Seine in den Briefen dokumentierte Härte beim Vorantreiben der Kollektivierung ist dafür ein überzeugendes Beispiel. Stalins Aufstieg im Politbüro Mitte der 1920er Jahre ist, so zeigen es die Briefe, wesentlich auf seine Führungsqualitäten und seine Fähigkeiten zurückzuführen, Vorschläge überzeugend zu vertreten. Andererseits gestaltete sich Stalins Führungstätigkeit zugleich als ein ständiger Kampf gegen »Klassenfeinde« verschiedenster Art und Schattierung. Hier kommen die finsternen, rachsüchtigen Seiten von Stalins Persönlichkeit zum Ausdruck. Die Briefe belegen das Fehlen jeglichen Mitgefühls für die Menschen, die seinen politischen Ränken zum Opfer fielen. Ihre Leiden und ihr Tod ließen ihn absolut gleichgültig.

Die meisten Briefe stammen aus den Jahren 1926, 1927, 1930 und nur relativ wenige aus dem Zeitraum 1931 bis 1936. Für 1928 und 1934, zwei Schlüsseljahren der sowjetischen Geschichte und der Herrschaft Stalins, findet sich kein einziger Brief. Die geringe Anzahl von Briefen aus der Zeit von 1931 bis 1936, in denen sich zum Teil äußerst blutige Umwälzungen der Sowjetgesellschaft ereigneten, kommentieren die Herausgeber mit der Bemerkung, daß nur die »harmlosesten« Dokumente, in denen von den verbrecherischen Aktionen Stalins und Molotovs keine Rede ist, für das Archiv ausgewählt worden seien. Dieser Feststellung ist sicherlich zuzustimmen.

*Andreas Grenzer, Oldenburg*

Joshua Rubenstein, *Tangled Loyalties. The Life and Times of Ilya Ehrenburg*, I. B. Tauris Publishers, London etc. 1996, XIV + 482 S., geb., 15,50 £.

»Tangled loyalties« – verwickelte Loyalitäten. Der Titel von Joshua Rubensteins umfangreicher Ehrenburg-Biographie umreißt die Quintessenz dieses widersprüchlichen und windungsreichen Lebens eines russischen – oder sollte man sagen: europäischen – Schriftstellers in diesem ebenso widersprüchlichen Jahrhundert: Verwickelte Loyalitäten zwischen Kunst und Politik, russischer und europäischer Kultur, zwischen Judentum und Sowjetpatriotismus, zwischen moralischer Glaubwürdigkeit und von Taktik bestimmter Überlebenskunst. Was die Biographie so eindrucksvoll macht, sind die Schilderungen jener Winkelzüge und akrobatischen Schwebelagen zwischen Anpassung und Selbstbehauptung, die unter den Verhältnissen einer totalitären Diktatur für eine Person des öffentlichen Lebens in bestimmten Situationen (über)lebensnotwendig werden können. Wenngleich die Literatur gewiß nicht zu kurz kommt, ist es doch – wie könnte es auch anders sein – weitgehend eine politische Biographie: Politische Themen bestimmen den Ablauf und markieren die Einschnitte in der Lebensgeschichte des 1891 in Kiev

geborenen Literaten, der mit seinem 1954 erschienen Roman »Tauwetter« einer ganzen Epoche den Namen gegeben hat.

Rubenstein begegnet Ehrenburg mit Sympathie und Verständnis, wengleich er konzedieren muß, daß dieser spätestens seit Mitte der 1930er Jahre als Korrespondent der »Izvestija« ein Instrument für Stalins Politik gegenüber dem westlichen Ausland gewesen ist (»he was part of Stalin's apparatus in the West«, S. 138). Jeder Anpassungswendung, jeder systemkonformen Rhetorik, jeder Sowjetapologetik und Stalin-Eloge seines Protagonisten versucht der Autor Verständnis abzugewinnen, ihr ein aus bestimmten aktuellen Zwängen geborenes taktisches Motiv zu geben. Auf diese Weise erscheint Ehrenburgs windungsreiches Lavieren dem Leser als ein permanenter Selbstbehauptungs- und Überlebenskampf, den er nicht nur für sich, sondern auch für viele seiner gefährdeten Schriftstellerkollegen und – insofern sie zu Opfern des stalinistischen Terrors geworden waren – deren Angehörige führt. Jenseits aller taktischen Kompromisse sieht Rubenstein Ehrenburg am Ende als Sieger, dem nicht nur das physische Überleben, sondern auch die moralische und künstlerische Selbstbehauptung gelingen. Anders als bei manchen seiner prominenten Kollegen aus der Leitung des Schriftstellerverbandes, klebe – so wird ihm aus prominentem Zeugenmunde konzidiert – kein Blut an seinen Händen. Mit zahlreichen Briefzitatzen aus dem Archiv des Schriftstellerverbandes wie aus dem Privatarhiv von Ehrenburgs Tochter Irina, dazu mit einer Unzahl von Zeitzeugeninterviews wird Ehrenburgs couragiertes Eintreten für vergessene und verfehlmte Autoren belegt – stellvertretend seien nur Osip Mandel'stam und Marija Cvetaeva genannt. Auf diese Weise erstet seine menschliche und moralische Größe für die Nachwelt gewissermaßen erst aus den Akten.

Ehrenburg war nie ein Dissident in dem später üblich gewordenen Sinne. Er hat nie versucht, eigene offiziell mißliebige Texte an den sowjetischen Behörden vorbei im westlichen Ausland zu publizieren. Statt dessen hat er, seine Popularität wie sein internationales Renommee in die Waagschale werfend, mit der Zensur den zermürbenden Kampf um seine Texte geführt; mit schmerzlichen Kompromissen zuweilen, an denen auch seine in kritischen Situationen erfolgten Appelle an die höchsten politischen Instanzen wenig zu ändern vermochten. Das interne Tauziehen um die Publikation seiner berühmten Lebenserinnerungen »Menschen, Jahre, Leben« zu Beginn der 1960er Jahre, dem Rubenstein ein eigenes Kapitel widmet, liefert ein beredtes Zeugnis davon. Ein besonderer Abschnitt widmet sich dem Thema »Ehrenburg und die jüdische Frage«, ein Problem, das in den Jahren zwischen dem Beginn der spätstalinistischen »Antikosmopolitenkampagne« 1948 und dem Tod des Diktators 1953 eine extreme Zuspitzung erfuhr. Folgt man Rubenstein, so waren die Monate um die Jahreswende 1952/53 die kritischste und gefährlichste Zeit in Ehrenburgs Leben, eine Phase, in der er nach eigenem Bekenntnis »auf alles vorbereitet« war. Leider fehlt ein Kapitel über Ehrenburg und die Deutschen. Seine frontpublizistische Tätigkeit in den Kriegsjahren, auf der bis zu seinem Tod 1967 ganz wesentlich seine Popularität hierzulande beruhte, wird recht cursorisch behandelt, im Mittelpunkt steht die Arbeit am berühmten »Schwarzbuch«. Insgesamt handelt es sich um ein schon aufgrund seiner Materialfülle überaus lesenswertes Buch sowohl für den politisch wie für den literarisch interessierten Leser, das, ohne unkritisch zu sein, sich seines gewiß schwierigen Protagonisten mit um Verständnis bemühtem Wohlwollen annimmt.

*Manfred Zeidler, Dresden*